

SIMPLICISSIMUS

Tannenberg

(Wilhelm Schur)



Deutschland war und bleibt der Fels, an dem die asiatische Sturmflut zerschellen muß.

Die höchst bedenkliche Meerfrau

Eine Geschichte von der ZK 14 / Von Martin Luserke

Zeichnungen von Olaf Gulbrandsen



Man begann damals im ganzen Fischerdorf schon unruhig darüber zu werden, daß der alte, versoffene Obadjah in der genugsam berücksichtigten ZK 14 seit einiger Zeit so unerhörten Erfolg beim Fischen hatte. Wenn die Boote jetzt Freitags am Nachmittag oder Abend durch das Siel in den kleinen Hafen kamen und der ganze Wall von den Holzschufen des Weibervolkes klapperte, wenn die Begrüßungen zu den Schiffen hin und von Bord zurück kurz vor dem Anlegen des ersten zu einem betäubenden Chor wurden: Wieviel hast du? Großer, dann war die ZK 14 nun schon zum zweitenmal das Hafenergebnis gewesen. Alles schaute auf dies eine Boot. Obadjah tat am Ruder natürlich ganz gleichgültig. Aber der Junge, mit dem er damals fuhr, der schwammige, sommersprossige Maurus, der stand wie ein kindlicher Gott Neptun auf dem Vorderdeck und hob aus dem silbrigen Haufen mal eine zehnpfüßige Seearbe oder einen Aalkönig oder einen Dorsch, fast so groß wie er selber, heraus. Oh, Mann, was? Die anderen Fischer brachten doch bloß Butt! Und der Obadjah war doch nie für die unnötige Arbeit gewesen. Woher hatte die ZK 14 diese herrlichen Fleischfische, die sonst nur die Grobfischer von der hohen See brachten und nur eingesalzen? Obadjah trank fast übers Menschenmaß in den zwei Wochen, die diese Herrlichkeit dauerte. Aber er schwieg sich über seine Fischgründe aus. Den Jungen durfte man ja nicht gut über seinen Bas ausfragen, das ist gegen die Erziehung. Und die anderen Fischer konnten Obadjah draußen trotz aller List nie beim Fang ertappen. Von Montag bis Freitag sah man die ZK 14 im Gegenteil nur faul herumliegen und das Netz höchstens mal wässern. Aber Freitag früh hatte er jetzt zum zweitenmal schon vierzehn Zentner und mehr an Bord. Daß Obadjah ein Genie war, solange ihn etwas reizte, wußte man ja. Aber wenn das hier nur nicht allzu vorwitzig zügig!

Es ging in der dritten Woche auch schlimm aus, und kein Boot als nur die ZK 14 hätte das Abenteuer auch nur einigermaßen überstanden. Als Obadjah nachher wieder darauf angewiesen war, von gutherzigen Fischermännern zum Schnaps eingeladen zu werden, erzählte er auch die Geschichte und verlängerte auf diese Art die glorreiche Zeit noch um einige Wochen. Man muß ja auch sagen, daß sechs Wochen gebobener Stimmung es hinterher rechtfertigt, daß ein alter Junggeselle es nicht lassen kann, sich sogar mit den höchst bedenklichen Meerfrauen einzulassen.

Ehe man die seichten Fischgründe draußen erreichte, mußte man immer eine tiefe Stromrinne, das sogenannte schwarze Rohr, passieren. Schlickgrund und tiefe Strom – kein vernünftiger Mensch fischte dort, von der Tiefe schon ganz abgesehen. An

einem Donnerstagnachmittag war nun dem alten Obadjah auf ZK 14, nachdem er schon sowieso die ganze Woche nicht viel an Bord gebracht hatte, auch noch der Schnaps ausgegangen. Obadjah hatte sich's zu strenger Regel gemacht, daß er immer noch mit wenigstens einer unangebrochenen Steinkruke auf dem Heimweg vorm Siel ankam. Man wußte noch nicht, wie lange man dort aufs Aufmachen zu warten hatte. Tatenlos vor Anker zu liegen war sowohl Obadjah unerträglich als auch der vielerprobten ZK 14. Von einem gewissen Rauschzustand an konnte Obadjah sich aber mit seinem Schiff unterhalten und das Schiff dann auch mit ihm. Die beiden mußten wohl diese poetische Pause vor jeder Heimkehr in das Loch von Hafen ganz besonders lieben. Jedermal war entweder Obadjah zu früh vor dem Siel oder, wie er behauptete, das Schiff aus eigenem Willen.

„Maurus“, sagte Obadjah an jenem Donnerstagnachmittag zu dem Jungen, „da steht nun schon die letzte volle Kruke. Wir gehn jetzt nicht zur Koje, sondern setzen Segel. Du kannst in deinem Leben noch genug schlafen, und nachher erst recht.“ Es war Neumondnacht, und die ZK 14 verschwand unbeobachtet von den Fischgründen.

In der schwülen, stillen Sommernacht gab es natürlich ein gewaltiges Meerleuchten um das dahinziehende Boot. Als sie über dem schwarzen Rohr waren und Strom gegen sich hatten, wälten manchmal ganze Placken vom grünen Feuer hoch, als wenn jemand aus der Tiefe zauberisch geladene Wasserbälle nach ihnen heraufwürfe, die mit einem schmatzenden Räuschen an der Oberfläche zergingen. „Da hat sich heute nacht aber mal das Wasservolk“, sagte Maurus ganz benommen. „Das ist nun auch bloß eine arme, dumme, unselige Kreatur“, philosophierte Obadjah, der die letzte Kruke „gewöhnlichen Klaren“ liebevoll auf dem Schoß hatte. „Sie sollten zur Bescheidenheit mal sehen, was sie alles da unten nicht haben. Hol' mal die Flaggeneine, Maurus!“ Und Obadjah band die volle Steinkruke an die Flaggeneine und ließ sie übers Heck hinunter, um das Meervolk solcher Art zu demütigen.

Indem gab es einen Ruck an der Leine. „Maurus“, rief der Alte entsetzt, „die Buddel hat sich an was verfangen und ist weg. Sofort drehst du in den Wind!“ Aber als sie nun dalagen und Obadjah die Leine aufholte, zeigte sich der Knoten ganz ordentlich aufgemacht. Und aus der Wassertiefe quoll in dem Augenblick dicht neben der ZK 14 plötzlich eine solche Wolke von Meerleuchten herauf, als wenn da unten ein Bettkissen vom Mond



geplatzt wäre. Maurus behauptete sogar steif und fest, es habe „zum Wohle“ geblubbert.

Obadjah dachte mit äußerster Schärfe nach. „Maurus“, sagte er, „du bist zu dumm, als daß es einen Sinn hätte, dir was von Handelsbeziehungen zu erklären. Aber fier das Netz herunter und laß uns wie die Helden arbeiten, ehe daß wir weiter abtreiben.“ Und in dieser Nacht hielten die beiden zum erstenmal eine Ladung der herrlichen Fleischfische herauf.

Der schwerfällige Obadjah hielt auf seine Findigkeit. Bei aller Verkommenheit pflegte er auch immer, obgleich ihm von den Weibselnen schon längst und eigentlich auf häßliche Art jede Hoffnung abgewöhnt worden war, seinen blonden Kinnbart. „Maurus“, sagte Obadjah, als sie die ZK 14 damals am Freitag früh schon

durchs leere Siebbecken schoben, „du legst dir im anderen Dorf ein Sparbuch an. Sieh zu, daß du mich verstehst. Mit diesen Sachen ist das nun so wie mit dem Heiraten: nicht zu oft, und nicht zu viel davon verlangen. Aber man soll sich auch nichts entgegen lassen.“ Obadjah hielt auf Erziehung. Auf einem Schiff wie der ZK 14 gehörte sich das. Beim zweiten Male in der nächsten Freitagnacht ging die Sache auch noch immer gut, obwohl es windig war und der halbe Mond verräterisch durch die Böenwolken schielte, was für neue Abenteuer wohl die ZK 14 da unten ganz allein vorhatte. Es war harte Arbeit auf dem schwer stappenden Schiff, als sie in die schwarzgleißelnden Seen hinein beidgedreht hatten. Oben wischte das Segel tot zwischen Wolken und Sternen herum und knallte alle zwei Minuten eine dumpfe Salve. Der Großbaum schwenkte sich schnarrend über ihren Köpfen hin und her, und in der schwarzen Hohlung des Hinterschiffes suchte irgend etwas Hölzernes poltern immerzu herum. Obadjah lag mit der Krukenangel neben der Ankerwinde vorn nach draußen, mal hoch in der Luft und mal dicht überm Wasser. „Maurus“, sagte er, als der Mond einen Augenblick hell auf den Tumult schien, „die Kreatur da unten hat, dünkt mich, soviel Vernunft, daß sie die Kruke nicht zu Bruch gehen läßt. Ich seh sie heraufkommen. Aber geh du man besser hinter den Mast; denn es ist ein Weisbild.“ Auf einem Schiff wie der ZK 14 gehören sich die Jungens zum Anstand erzogen. Maurus konnte hinterm Mast vor nur manchmal einen weißen Arm sehen, der die Fische einzeln über Bord gab. Aber den Alten sah er eifrig nach unten gucken.

So war es also das zweite-mal zugegangen. Obadjah war in den Tagen danach sehr versonnen und streichelte seinen Bart fort und fort in tiefem Grübeln. Als sie am Montagmittags wieder mit der Flotte zu den Fischgründen hinaussegelten, zeigte er dem Jungen eine blitzneue Mundharmonika. „Kennst du dich damit aus?“ fragte er. Nee, Maurus hatte kein Geschick dazu. „Es ist nicht gerade ums Geschick“, sagte Obadjah. „es ist mehr ums Laute, und daß dir bloß die Luft nicht ausgeht dabei!“ An Bord befiehlt der Bas, und der Junge mag selber herausbringen, was das alles wohl soll. Das ist die rechte Erziehung auf See.

Sie ankerten abseits für sich. Das Wetter war die ganze Woche bis zum Vollmond heiß und still. Der arme Maurus mußte in dem dunklen Loch hocken, das unter dem schweren Decksgelüb beim Mast neben der Kajüte ist, und mußte sich üben, die Mundharmonika zweckentsprechend zu blasen. Obadjah räkelte sich auf den verschiedensten Plätzen auf dem Schiff immer bloß herum. Er hörte zu und gab Anweisungen zur Verbesserung. Das Erfindergenie des Alten war in dieser Woche der Fluch auf dem Dasein des anspruchlosen faulen Jungen. Obadjah kriegte aber auf die Dauer genau das zustande, was er sich als wirksam vorstellte, und Maurus überstand ja diese Woche immerhin noch lebendig.

Als sie in der Freitagnacht bei herrlichem Mondschein und ganz leichtem Wind wieder mutterseelenallein, das letzte Fleckchen Schatten in einem Weltall von Silber, über der bewußten Stelle trieben, mußte Maurus in das Balkenloch hinab. „Nun zeig, daß du auf der ZK 14 was gelernt hast, und flöte, bis ich stop sage“, befahl Obadjah und zog sich die Hosen stramm herauf.

Und Maurus blies unten. Schöne, heulende Tonbänder, so breit wie möglich und manchmal mit der freien Hand an den Hals getrommelt, so daß es wie Engelstimmen von Sternbildern herunter zitterte. Später hat der Junge erzählt, daß er während seiner Musik erst ein Rauschen im Wasser hörte, und dann ein platschendes Geräusch vorn auf Steuerbord. Dann quietschte der Anker, der vorn hinunterhing. Dann war so lange Zeit nichts zu hören, daß Maurus ganz neugierig wurde und schließlich,

immer blasend, den Kopf mehr und mehr hinterm Mast vorzuschieben wagte.

War das ein Mondschein! Und vorn auf dem dicken, runden Bug der ZK 14 sah Maurus wahrhaftig die Meerfrau auf der Ankerkette sitzen. Er wurde rot, wenn er das später genauer beschreiben sollte, und meinte nur, ihm sei schon damals vorgekommen, das Ding habe merkwürdig breit in der aufgeschossenen Kette gesessen, als wenn sie das Eisen so richtig schön kühl zum Sitzen fände. Obadjah aber steckte, mit dem Rücken zu dem Lauscher, schon halb in der Kajütenluke. Er winkte dem weißen Bild immerzu. Und das Ding da vorn glubschte ihn unter ihren dicken, schattenden Harzorteln hervor an — oh, so lustig und so gefährlich zugleich! Dem Jungen blieb fast die Luft weg; aber das merkte er wohl, er mußte flöten, flöten, egal was, nur flöten! Solange er flötete, war sie außer sich.

Und dann richtete sie sich hoch und begann zu dem Bas zu kommen. Sie stützte sich auf den Armen vor, platsch, platsch, und zog den Fischschwanz nach und war ganz betörend anzusehen. Aber da sah Maurus im Blasen, wie immer unter ihren aufplatschenden Händen das Eichenholz des Decks rauchte



und daß hinter ihrem Leib her eine kohlende Spur entstand. Das Verschluss ihm den Atem derartig, daß er zu flöten aufhörte. Und in demselben Augenblick verwandelte sich das liebliche Weibsgesicht in eine höllische Fratze, aus der die grünen Augen gehässig glühten. Und das Ding zirkelte und spie Wasser und wälzte sich heftig zurück wie eine Katze und schmiß sich über Bord und sackte mit einem grauischen Platsch ab. Dann krachte es nochmal um den Jungen.

Als Maurus sich von der Backpfeife und dem Tritt wieder aufsamelte, untersuchten sie das Schiff. Obadjah war ja im Grunde nicht böse. Ein Junge bringt eben nicht allemal richtig heraus, was der Bas will, damit muß man bei der Erziehung an Bord rechnen. Das Vorderdeck zeigte sich wahrhaftig voller Brandspuren, und die Ankerkette war vom Sitzen der Meerfrau auf ihr zusammengedrückt und verbacken, als sei das Eisen Wachs gewesen. An dem dicken Anker konnte man ihre Finger eingedrückt sehen. Sie mußten die ganze Beschörung über Bord werfen, und das Deck schraptete sie am Morgen sorgfältig sauber. „Die Leute an Land können sich doch all ihr Tag nicht richtig vorstellen, was es hier draußen auf dem Wasser für Sachen gibt“, sagte Obadjah. „Die Mundharmonika kannst du sehen zu verkaufen, daß du noch einmal was auf dein Sparbuch kriegst.“ Als sie fertig wären und vor der Fischerflotte her, die im Nordwesten hinter ihnen stand, auf den Deich zuhielten, lachte der Alte stolz: „Das kann doch bloß auf ZK 14 passieren“, sagte er, „daß man einer Meerfrau die Handelsbeziehungen nahezu bringend.“

Unter Nachbarn

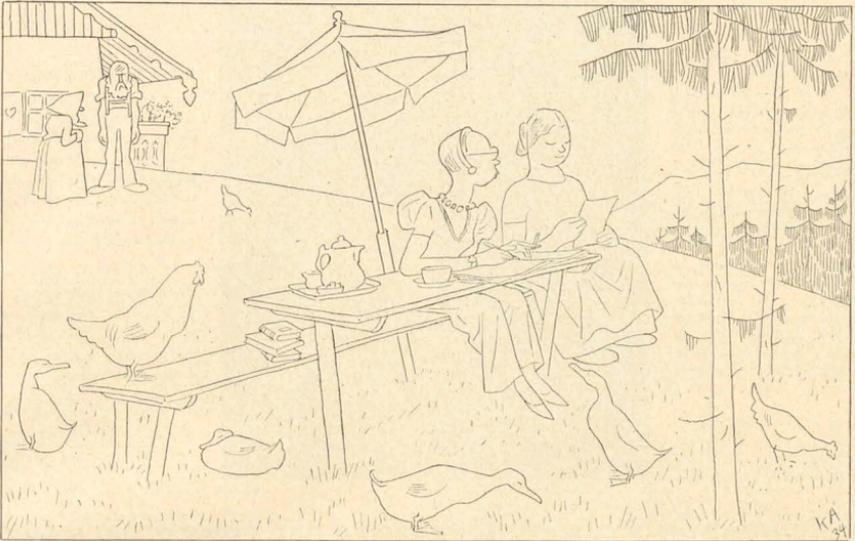
(E. Schilling)



„Na, hör mal, Marianne, die Hände sind doch nicht dazu da, daß man sie ewig zu Fäusten ballt!“

Konjunktur

(Karl Arnold)



„Wos macht d' Marie beim Fräuln?“ — „Zweg'n an Dialekt schaut s' nach, 's Fräuln schreibt an Bauernroman.“

Opposition

(Karl Arnold)



HANS LEIP: MISS LIND UND DER MATROSE

Frankfurter Zeitung:

Hans Leip kennt sich an Bord aus, und kennt sich auch sehr in der exquisiten Prosa aus; die Mischung auf dem Papier tut dem Auge und Ohr wohl... Das Ganze ist glänzend geschrieben.

Die schöne Literatur:

Hans Leip fesselt nicht nur mit dem flott vorwärts stürmenden Tempo seiner frischen Darstellung, sondern auch mit der überzeugenden Psychologie seines Matrosenvolkes und des Lumpenproletariats von New York. . . . Das Ganze amerikanischen Fabrikat durch mancherlei deutsche Vorzüge, insbesondere den einer rücksichtslosen Ehrlichkeit bei künstlerischem Geschmack, weit überlegen.



Hamburger Fremdenblatt:

Der hohe Reiz dieses kleinen Romans liegt im Kontrast zwischen Stoff und Diktion. Die Geschichte einer seltsamen, höchst feinnervigen Liebe, erzählt mit den ungelungen Worten eines einfachen Matrosen. Subtiles und Grobes sind ineinander gewoben zu einem Gebilde starker Darstellungskunst.

Die literarische Welt:

Für mich gehört dieser Hamburger nun mit Dessenith zu den paar Dichtern, von denen ich den großen Roman der nächsten Zukunft erwarte.

Ein Roman von Seefahrt, Abenteuern und einer großen Liebe

Preis des Werkes (142 Seiten mit farbiger Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson) broschiert RM -80, gebunden RM 1.60 einschließlich Porto und Verpackung
Simplicissimus-Verlag, München 13 / Postscheckkonto München 5802

Die feindlichen Brüder / Von Wilfried Tollhaus

Vogelsangs waren allgemein beliebte Leute und lebten der Auguststraße ein gutes Familienleben vor. Der Vater (H. F. Vogelsang, Im und Ex) galt als vermögend, kreditwürdig und reell. Die Mutter Lisbeth (geborene Hausers von Hausers & Co., Felle und Häute) war eine reizende, immer fröhliche und immer fleißige Frau. Die drei Kinder (Eva, Gretchen und Karl) sahen blond und artig aus. Saß die Familie an guten Sommermorgentagen nachmittags beim Kaffee in der Veranda ihres kleinen Gartenhauses, fanden alle, die vorbeizogen, daß es sehr gemütlich bei ihnen war. Auch Peter Wendemuth, sechzig Jahre alt, Sohn des seligen P. A. Wendemuth (Exportagent), machte diese Feststellung. Er war eine Art von Ehrenprokurist bei Sammelhaub & Wöbke (Tabak) und galt als kirchlicher Mann, weil er seine Sonntagvormittage auf seinem Stamplatz in der Johanneskirche verbrachte. Von dorthin kannte er Heinrich Vogelsang. Er suchte seine Freundschaft und ward zum Sonntagskaffee eingeladen. Das bedeutete die große Wende in seinem Leben.

Wer sie verstehen will, muß wissen, daß der Vater Peter Wendemuths angeblich ein Lebemann gewesen war. Seine Exportart galt als dauernd notleidend, bis er eine in jeder Beziehung solid fundierte Bäckerstochter geheiratet hatte. Da deren Vater am Tage zu schiefen pflegte, hatte er sich ihrer Erziehung nicht allzusehr widmen können. Sie war darum in den Umgangsformen der guten Welt nicht erfahren. Deshalb beschränkte Wendemuth Senior seine persönlichen Beziehungen zu ihr auf die Herbeiführung zweier Söhne. Der älteste hieß nach Vater Paul, der zweite Peter. Nomen est omen. Paul sollte nach dem Vater geschlagen und mit einer Nachbarstochter gemeinsam in einer Schenke hinter Tannen und Weidenkästchen angenehme Nachmittage verbracht haben. Seitdem hätte ihn die Mutter und schenkte ihr ganzes Herz. Peter,

Als Papa Wendemuth das Zeitliche gesegnet hatte, nährte Peter die Unfreundlichkeit der Mutter gegen Paul, indem er ihr Wüstlingsgeschichten von ihm erzählte. Der Beweis für sie wurde dadurch erbracht, daß Paul frühzeitig die Haare ausgingen.

Die innige Verbindung Peters mit den Schürzenbändern der Mutter hinderte ihn am Heiraten. Auch Paul blieb Junggeselle, was aber vielleicht andere Gründe haben mochte.

Nachdem sich auch Mama Wendemuth entschlossen hatte, die himmlische Ruhe ihres alten Vorgesetzten durch ihre Übersiedlung in seine Nähe zu unterbrechen, zogen die Brüder auseinander. Sie sahen sich jetzt nur zweimal im Jahr. Das erstmal an ihrem Geburtstag, wo sie sich Geschenke überreichten. Grundpreis war zehn Mark für eine Brieftasche, Portemonnaie, Regenschirm, Reiseessentielle, Zigarrenspitze oder dergleichen. Einer behauptete vom andern, daß er ihn bei solchem Anlaß schofferweise dadurch vergütete, daß er nur acht Mark anlegte. Am ersten Weihnachtstag mißgönnten sie sich mehrere Jahre lang in einem feinen Restaurant das größere Stück Karpfen, bis sie sich entschlossen, jedor sollte für sich serviert bekommen. Paul hatte gewiß viel vom Leben gehabt. Aber eines nicht: das Glück der Familie. Das lebte nun Peter bei Vogelsangs, denn er war dort bald der Sonntagbesuch geworden und gehörte zu den Vogelsangs wie der Tipfel auf i.

Wenn er kam, brachte er vier Tüten Bonbons zu je einhundertfünfzig Gramm mit: Rahmbonbons, saure Drops, Himbeerugeln und Schokoladepfätzchen.

Die drei Kinder teilten sich das, womit sie längere Zeit beschäftigt waren. Kam aber noch Tante Karoline zu Besuch, so mußte diese Arbeit insgesam vorgenommen werden, denn sie war für süße Lutscher, hielt die Hände auf und sagte: „Schütt' mal rein, mein Kind. Ich mag das gerne!“

Das aber war Onkel Peter nicht angenehm. Hatte ein Kind Geburtstag, schenkte er zehn Mark, zu Weihnachten zwanzig und den Eltern eine Marzipantorte.

Auf sein Unkostenkonto buchte er jährlich unter „Familie Piep“ (das war das Geheimkonto Vogelsangs) einhundertsechsfünfzig Mark. Das bedeutete, jeder Sonntag kostete ihn drei Mark, Kaffee, Kuchen, Abendessen und Getränke. Abzurechnen die Vogelsangschen Geschenke, wozu zweihundert Zigarren und zwei Flaschen Portwein gehörten.

Seine Einnahmen gingen leider immer mehr zurück, so daß „Konto Piep“ eine schwere Belastung war. Aber er hatte dafür ja auch jenes „wahre Familienglück“, das vor allem sein Bruder Paul so hochschätzte.

Wenn er Sonntags zwischen Kaffee und Abendessen einen Spaziergang machte, während dessen ihm die Kinder an den Armen hingen, führte er sie durch die Richardstraße und zeigte ihnen, wo sein Bruder wohnte. Von ihm sagte er mit geheimnisvollem Lächeln, er sei menschenscheu und habe seine Gründe dazu. Die Kinder nahmen an, daß Paul entweder im Zuchthaus oder im Gefängnis gewesen wäre.

Eines Tages starb Peter. Vogelsangs kümmernten sich um die Beerdigung und stellten fest, daß Peter viel zuviel für seine Sonntagbesuche ausgegeben hatte, denn sein Einkommen war zuletzt nur hundertzwanzig Mark im Monat gewesen.

Die Kinder trauerten gewiß um den guten Onkel, aber noch mehr um seine Bonbons und die schönen Geschenke. Obwohl sie unterdessen zwischen dreizehn und sechzehn Jahre alt waren, schienen sie in bezug auf Süßigkeiten durchaus konservativ zu sein.

Da geschah etwas Seltsames. Paul tauchte auf. Er besuchte Vogelsangs und sagte, er wolle nun erst einmal den Unfug richtigstellen, den sein Bruder Peter sicher über ihn



erzählt habe. Es sei jedenfalls nicht richtig, daß er menschensüchtig wäre, und außerdem sei er kein Lebemann, sondern er sammle Briefmarken.

Darauf lud ihn Vogelsang zum Kaffee auf nächsten Sonntag ein. Paul erschien und brachte sechs Tüten zu je einhundertfünfzig Gramm Bonbons mit.

Nun aber erfüllt die Familie Vogelsang erst, wer Peter in Wahrheit gewesen war. Die sonstigen Kaffeestunden füllten sich mit dramatischen Spannungen. Immer lebendiger wuchs eine Wiederholung des Konflikts der ungleichen Brüder (siehe Schillers Räuber) vor den blauen Augen der Vogelsangs auf.

Franz Moor war ein angenehmer, lebenswürdiger junger Mann mit erfreulichem Familiensinn, gemessen an Peter Wendemuth.

O — Paul entwickelte sich zu einem ausgezeichneten Pädagogen des Hasses, jede Erinnerung an den Kinderseelen Vogelsangs ausridert. Zuletzt wußten sie, daß auch sein zur Werkzeuge in dem schändlichen Kampf Peters gegen den herrlichen Bruder Paul gewesen waren. Ihr Anblick sollte den einsamen Glatzkopf, der sonstiglich in der Richardstraße hinter den Gardinen aufschimmerte, schmerzlich verwirren und kränken.

Man nahm Fortan von Peters Geburts- und Todestag zum Leidwesen des Blumenhändlers nicht mehr Notiz. Aber Paul tat es. Er stand dann vor dem Hügel mit dem ironischen Gesicht, das er einst zu zeigen pflegte, wenn er das bemühteste Geschenk abgab. Nun erst war der Kampf zwischen ihm und Peter zu Ende. Jetzt hatte er ihn in den Herzen ausgelöscht, in die er sich mit Bonbons, Marzipantorten und Bargeld einzuschleichen bemüht gewesen war. Dort sah jetzt er — Paul, der Geschmähte, und genoß das Siegelglück.

Mit Hundertzweihundachtzig Mark pro Anno war Peter geschlagen worden! Das Gefühl würde herrlich für Paul gewesen sein, wenn ihm nicht immer dabei die Frage gequälte wäre, ob sein Triumph nicht vollkommen gleichgültig sei, wenn Peter mit dem Bewußtsein seines eigenen Sieges gestorben war und nun endgültig keine Notiz mehr vom Leben nahm.

Gab es keine Unsterblichkeit, dann war diesem verschlagenen brüderlichen Todfeind nicht mehr beizukommen. Aber es gab eine! Wenn es Paul feststellte, stieß er mit dem Stock energisch auf, daß der Kies des Friedhofsvorganges herumspritzte. Selbstverständlich gab es eine! Immerhin war es gut, fortan Sonntags auf dem Platz Peters in der Johanneskirche zu sitzen und sich diese Gewißheit durch aufmerksames Anhören der Predigt stärken zu lassen.



Hundstage im Wachsfigurenkabinett

Fundstücke

Aus der „Kölnischen Zeitung“: „Herr, diesmal nicht aus gebildeten Kreisen und sogar vierzig Jahre alt geizig, verschoben und grob, wünscht aus purem Übermut und aus Lust am Streiten die Bekanntheit einer gleichgesinnten weiblichen Person — für Spaziergänge mit strittiger Unterhaltung, Kino, Theater, Ausflüge, bei getrennter Kasse.“

Aus dem Romantell des „Frankfurter Volksblattes“:

„Sie war doch so reizend frisch und ursprünglich, dann wieder stieß ihn ihr lautes, zu übermütiges Wesen ab. Einmal geschah es, daß sie sich ihm lachend und scherzend auf den Schoß setzte. Unmerklich fast lag er auf ihr zu sinken. Sie sprang sofort wieder auf und sagte breiten: Fortsetzung folgt.“

Auf dem Postamt „Alte Kolonnen“ (Kurhaus) in Wiesbaden ist folgende postalische Sommerstilbes zu lesen: „Zur Verminderung von Lärm wolle man die nachhaltige Befestigung der Freimarken nicht mit der Faust, sondern mittels Fingerdruckes bewirken.“ Es scheint, daß den Kurgästen die Kur recht gut bekommt.

Pläne u. Ziele

reiner Vielfachfächer (erbt eine tief innere Dankbarkeit und Charakter-Beurteilung aus 40 Jahren Dienst) Erlösung in vielfält. Gestaltung. Briefe bei. Pflanz-Ordnung 11. D. Sieve / München 12 / Deimernstraße 2



UNTERRICHTSMITTELZEDIG

Doktor für. er. med., phil., Ing. Auckenthaler, Dr. Kurt Vahlbruch, München 19 20 21, Dr. H. Balinger, Max-Ludwig-Str. 1, Freising 1

Inseriert ständig im „Simplicissimus“

Zeitungs-Ausschnitte

liefert:

Adressen

schreibt:

Wurfsendungen

erledigt:

für Sie

Adolf Schustermann

Ferrnru F 7, Janowitz 5116, 5117 und 5811

Druckschriften bitten wir anzufordern!



SEGUNDUM RUM 16 JUNI 1936 RUMGEST. 2

An alle Jäger

Durch das Heidejagdgesetz bzw. durch die Durchführungsbestimmungen ist auch die III. Klasse der Jagdtiere (Der Deutsche Jäger III u. IV) als Säugetier bei den deutschen Jägertiteln merkwürdig gelassen. Überdies wurde auch den preussischen Jägertiteln die III. Klasse in den Jahren die erforderliche Bezeichnung für ein Jägerjagdgebiet mit zu erteilen ist, wenn der Bezug des „Deutschen Jäger“-nachgewiesen wird.

„Der Deutsche Jäger“, München, heft stetig eine illustrierte mit in der zweiten Hälfte bei beiden höchsten Jagdsportarten.

Der Hauptpreis bei jeder Beteiligung beträgt III. 150 im Monat bei unentgeltlichem Abonnement, doch muß die Beteiligung selbst bei dem unentgeltlichen Erfolg erfolgen.

Bei Bestellung mit einem deutschen Postamt ist der Hauptpreis III. 150 monatlich.

Es besteht noch eine Ausgabe II mit Unfallversicherung bis zu III. 4.000.— diese Ausgabe II folgt im Monat 20 Dlg. mehr.

Für Inhalt und allgemeine Kosten-Ansprüche ist „Der Deutsche Jäger“ insofern gegen Vererbung in den einschlägigen handhäftigen Kreis anerkennend ein glänzendes Anbindeungsorgan.

„Der Deutsche Jäger“ (S. C. Mayer Verlag) München 2 C, Spatenfeldstraße 11

Ständige u. fertige Abonnentenverträge allerorts genehmigt!

Gesundheit u. Schlaf

sind unerlässlich. Ungestört, beim Schlaf, trotz Lärm und Geräuschen, bringen sie die neuesten OPHORAX-Geräuschschützer, 12 Stunden, Kopfsitz für RM 150 (200) erhältlich. Gleich versandt in schöner Packung. Max Nepper, Jägerstr. 6, Potsdam 79

Das Deutschen Michels Bilderbuch

Kartonierte RM. 1.—
Simplicissimus-Verlag München 13

Gratis

1984 Karteiwerk sendet Preisliste S. 5
enthält unsere letzten
Gitarre-Katalog, West-
Länder - Werkzeuge,
Hagen 253 / Westfalen

Medico-Industrie
Gommis, Berlin SW 68
Alle Jakobstraße 8

Neurasthenie

Schwinden der besten Kräfte beim Mann be-
trifft zuverlässig nur Neurasth. Kurpforte, München 5, 40 Neuche-
Prospekt Park, Laboratorium Haka, Altbach a. N. 8.

Völlerei

Simplicissimus-Verlag / München 13

Simplicissimus-Verlag I
Kartonierte Eine Mark

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN: Kottler Zum Schwabenberg Motzstraße 69 Die original-äus- deutsche Gaststätte	BERLIN: Kottler Zur Linde Marburger Straße 2 am 2. Taubenstrassen Das Berliner Künstler-Lokal
---	--

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsagenturen und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen. • Bezugspreise: Die Einzelnummer RM.—60) Abonnement im Vierteljahr RM 7.— • Anzeigenpreise für die 100-spaltigen Millimeter-Zeile RM —20 • Alle Anzeigenannahmen f. C. Mayer Verlag, München 2 C, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 298 456, 298 457 • Verantwortliche Schriftleitung: I. V. B. Müller, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Galschauer, München • Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München • Redaktion und Verlag: München 18, Elläbathstraße 30, Fernsprecher: 371 507 • Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA 14 100 11. • Erfüllungsort: München 5802 • Postcheck München 5802 • Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart • Für unverlangt eingesandene Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Das Alpenveilchen

Eine Ballade

Herr Knetschke sprach zum Alpenveilchen:
„Ich komme wieder, wart ihr Weibchen!
Ich gehe nur mal nebenan,
Weil ich mich etwas stärken kann.“

Das Alpenveilchen hold errötet,
Als Knetschke solches zu ihm redet.
Es senkt beschämt das liebe Köpfchen.
Herr Knetschke eilt zum Henckelköpfchen.

Das Alpenveilchen wartet, wartet,
Derweilen Knetschke hierwärts startet.
Die Sonne klettert schon ins Tal.
Der Gast bestellt zum achten Mal.

Schon dämmerst in der Alpenwelt:
Herr Knetschke hat noch was bestellt.
Das arme Alpenveilchen weint,
Weil Knetschke gar nicht mehr erscheint.

Das Alpenveilchen schlummert schon,
Da kommt Herr Knetschke, der Patron.
Er will das Alpenveilchen pflücken
Und muß zu diesem Zweck sich bücken.

Knabatsch! Da liegt er hingestreckt,
Wobei das Blümchen er bedeckt.
Am Himmel glüht das Morgenrot:
Herr Knetschke schläft. Das Veilchen tot!
Jacobus Schnellfeffer

Ingeborg schreibt . . .

Von Fritz A. Mende

Eine zarte Mädchenblume, Ingeborg heißt sie, die mir monatlang teils auf dem Herzen, teils auf dem Geldbeutel lag, die liegt mir jetzt auf dem Gewissen, und ihre dünnfleischigen hundert Pfund sind zum schaurigen Alprdruck geworden, der Schlaf und Freude nicht mehr aufkommen läßt. Wie es geschah? Zuerst geschah folgendes: an mich gelangte eine Aufforderung, Reklame-Märchen um ein gewisses Wunderprodukt zu schreiben. Die sollten dann illustriert und dem kaufenden Publikum zwecks Erbauung vorhandener Kinder verkehrt werden. Was für ein Auftrag . . . Eigentlich wollte ich, da mir eine weit höher gespannte schriftstellerische Sendung im Busen kocht, wutentbrannt ab-

lehnen. Dann erhoben sich innere Stimmen und sangen die stets wiederkehrenden Worte: „Du brauchst Geld, du brauchst Geld . . .“ Nie hatten innere Stimmen so wahr gesprochen. Da stand ich und schwankte zwischen Pflicht und Neigung. Wie es sich für ein anständiges Drama gehört, siegte die Pflicht.

Mit gebrochener Dichterseele machte ich mich daran, die bewußten Reklame-Märchen aus dem Bleistift zu zaubern. Nach siebenmaligem Beginn „Es war einmal . . .“ war ich zum Auftrag doch als unwürdig abzulehnen, denn es ging nicht. Ich brachte auch nicht das kleinste einigermaßen glaubwürdige Reklame-Märchen so richtig märchenhaft zustande. Selbst literarischer Schmalz bedarf einer bestimmten Begabung, und ich gestehe stolz: diese fehlt mir.

Also klagte ich erwählter Ingeborg mein Leid. Ingeborg war damals noch ein Mädchen mit Rosen im Gemüt, Kitsch in den Adern, kurzum: taufrisch. Zu ihr sagte ich: „Liebe Ingeborg, ich weiß, daß du mir einen Gefallen tun willst. Schreibe ein paar nette“ (ich verschluckte das Wort „kitschig“) „kleine Märchen für noch kleinere Kinder mit eingeschobener Reklame für . . .“

Ingeborg, die seit ihren Schulaufsätzen, was noch gar nicht lange her ist, nie den Ehrgeiz in sich gespürt hatte, Schriftstellerin zu werden, nahm Papier und Bleistift und schrieb auf Grund ihres ausgeruhten Köpfchens gleichsam mit der linken Hand vier Märchen auf einen Sitz. Es kam stets das arme, aber ehrliche Mädchen vor, das im Walde entweder Pilze oder Reisig, Blaubeeren oder — wie im vierten Märchen — alles zusammen suchte, ja, und dann kam der Prinz mit den Greta-Garbo-Locken und schenkte dem armen, aber ehrlichen Mädchen sich selbst, sein Schloß und, wenn die Zeit paßte, auch den großen, echt silbernen Vollmond. Und warum? Weil das arme, aber ehrliche Mädchen irgendwo im Walde eine Tube Schenkelcreme „Venusia“ gefunden hatte und davon so schön geworden war, daß sich die sieben Zwerge hinter dem siebenten Berge vor Entzücken die Barthaare einzeln ausrißen.

Der Auftrag war damit zur vollsten Zufriedenheit ausgeführt. Ingeborg hätte also Papier und Bleistift ruhig wieder weglegen können, aber sie hatte — was den schreibenden Dilettanten sonst versagt bleibt — sie hatte ein halbes Honorar gelect, und um ihre Taufrische war es geschehen.

Ingeborg schrieb, daß die Bögen zu kurz wurden. Sie schrieb mit einem unheimlichen Drang zur Quantität — und ich war schuld daran. Ich hatte die Schriftstellerin in ihr wachgeküßt, und jeden Tag mußte ich aus ihrem noch immer schönen Munde den Satz hören: „Wenn ich vorher gewußt hätte, daß Schreiben so leicht ist . . .“

Der Postbote jener Gegend kommt jetzt immer mit einem kleinen Handwagen und bringt zurückgesandte Manuskripte für Ingeborg. In unzähligen Redaktionsstuben ist die Tollwut ausgebrochen. Ingeborg lächelt und schreibt.

Ich, der ich hinter ihrer Schaffenskraft weit zurückbleibe, bin natürlich kein Umgang mehr für das fleißige Kind. Wir haben uns nach einem furchtbaren Krach, bei dem ich das Wort „kitschig“ nicht mehr verschluckte, getrennt.

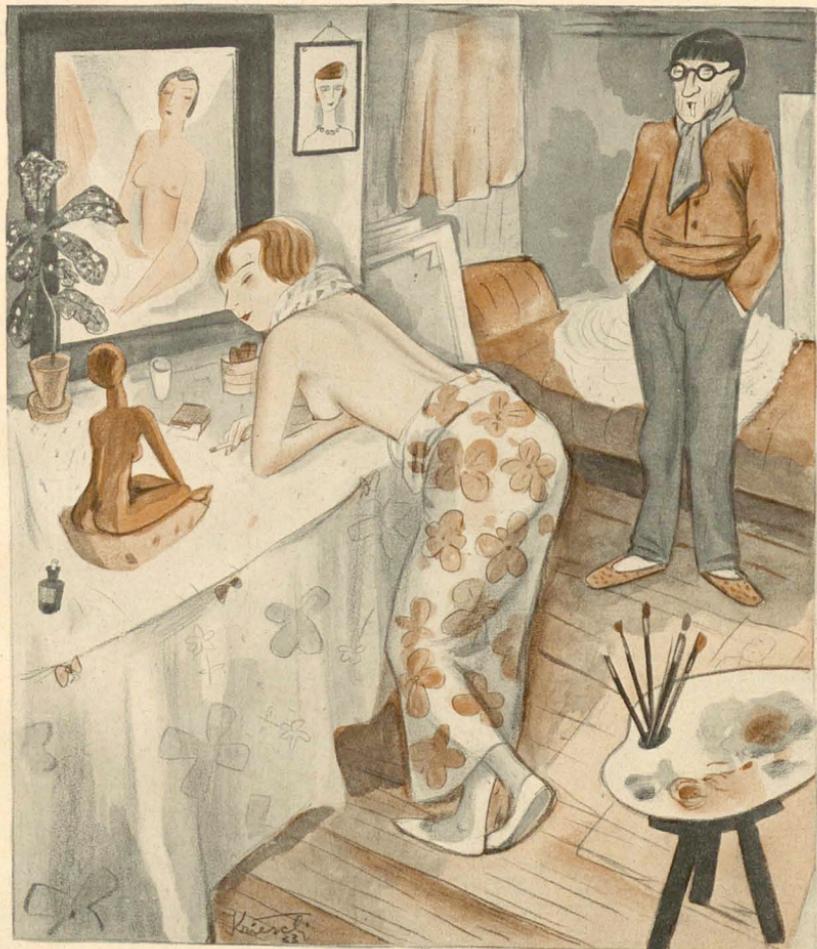
Ingeborg wird auch darüber schreiben — Wahrscheinlich ein Märchen, in dem ein armes, aber ehrliches Mädchen einen Bleistift im Walde findet, mit dem es so viele schöne Romane schreibt, daß sich trotz aller Ränke eines Bösewichts, der ihr den Bleistift rauben will (das bin ich!), zwanzig Verleger teils um das Mädchen und teils um die Romane streiten. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann streiten sie immer noch. Kurzum: ein Märchen, wie es nur im Märchen vorkommt.

Süßholz

(Josef Sauer)



„Ich glaube, Herr Kapitän, das müßte Ihnen gut stehen, so als letzter Mann mit Ihrem Schiff unterzugehen.“ — „Wenn Sie mich dabei knipsen würden, Gnädigste, wüßte ich mir keinen schöneren Tod.“



„Zu deinem heutigen Geburtstag kann ich dir leider nichts schenken, Mimi — aber dafür mal ich zu Weihnachten einen Pelzmantel auf dein Porträt!“

Neubau

Der Motor drüben blafft
und lärmt tagein, tagaus.
In meiner Nachbarschaft
erhebt ein neues Haus.

Grün wächst das Fundament
aus grünem Wiesengrund,
und Ziegelröte brennt,
wo blaß die Weide stand.

. . . Sei's denn! Ein jeder will
sein Domizil und Dach.
Es wird auch wieder still
und friedlich nach und nach.

Die Lücken schließen sich,
die ich jetzt klaffen seh'. . .
Bloß, bitte, bleib' für dich,
Herr Nachbar du in spe!

Katatorfr



„Warum tragen Sie denn in der Sommerfrische einen Ehering? Sie sind doch gar nicht verheiratet, Herr Kunze!“ — „Nu eben — weil ich's bleiben möchte.“

Festliche Beleuchtung

Von Nikolaus Schwarzkopf

Man will es mir einfach nicht glauben, und so liefere ich hiermit den Beweis, wie er mir zu Rom, in der ewigen Stadt, gelungen ist.

Ich sitze gegenüber von St. Peter am Fenster und schaue über die Kolonnaden hinweg nach der Kuppel, deren Kreuz noch hell in Gold leuchtet, deren ehemals vergoldete Kugel aber stumpf auf den sechzehn Säulen, der sogenannten Laterne, liegt, als wär sie nur mühsam da oben zu halten. Ich lese gerade, daß man diese Kugel beschlupfen könne, lese, daß Goethe sie beschlupfte, und fühle mich als guter Deutscher verpflichtet, den Fußtapfen des Altmeisters nachzugehen, nachzusteiigen. Meine Frau, die bei mir sitzt, möchte den beschwerlichen Aufstieg nicht mitmachen. „Anzuseilen wie im Hochgebirge“, sage ich, „brauchen wir uns nicht!“, aber wie Frauen nun einmal sind: sie will lieber hier am Fenster sitzen bleiben, und wenn sie mich auf dem Gipfel erblickt, will sie einmal winken. Na, denke ich, winke du, wenn du mich da oben siehst! und breche auf. Mühsam wendele ich empor, tummle auf halber Höhe zwischen den Kaufläden herum, breche hoch oben im Faltenwurf des hl. Andreas einen kleinen Storchschnabel, den ich einem Bekannten des Namens Andreas mitbringen will, klettere weiter, besahe und behöre die Riesenkuppel von innen, tief unter mir strömen Menschen

über die Marmorplatten des Domes, ich rufe, das berühmte Echo zu vernehmen, den Namen meiner lieben Frau, die jenseits der Kolonnaden am Fenster auf mich wartet, strebe weiter empor, immer empor — der Weg zur Höhe ist selbst auf St. Peter nicht ohne, wie man so sagt —, trete aus der Finsternis heraus an die Säulen der Laterne und laufe rundum, das Weichbild der Stadt zu betrachten und das Meer im Osten zu sehen und das Meer im Westen. Dann springe ich auf die eiserne Leiter zwischen den Säulen, um über fünfunddreißig Sprossen hinauzuklimmen, und endlich schlüpfte ich in die ungeheure Kugel, die unsere Erdkugel bedeutet, mitten hinein. Sieben Menschen hocken schon drinnen, ich aber denke: hier hat Goethe gewillt. Wenn ich der Papst wär, wollt ich hier oben wohnen. Längsschnitte leuchten in dem Zink der Kugelwand zwischen den schmiedeeisernen Trägern, und die Welt da unten erscheint in Längsschnitten. Kein Landsmann ist zugegen, nur Italiener umgeben mich, eng an mich geschmiegt, mit lautem Geplauder, das ich kaum verstehe. Wo nur meine Landsleute stecken mögen?, frag ich mich, und ich antworte: sicher sitzen sie an den warmen Fenstern, gucken herauf und meinen, genug getan zu haben! Welch eine Welt ist das doch heute! Da laufen sie mit ihrer klassischen Bildung wie wandelnde korinthische Säulen durch unsere Städte, und wenn's einmal drauf ankommt, sind sie nicht da! Aber ich denke nicht etwa nur an meine lieben Landsleute, ich denke auch an den lieben

Gott. Denn hier oben, angesichts der ewigen Stadt, über dem Grab des hl. Petrus, fällt es einem nicht schwer, an den lieben Gott zu denken. Freilich denk ich auch an meine liebe Frau, das versteht sich! Ich suche umher, wo unser Haus stehen könnte, find es aber nicht. Über den Petersplatz laufen, zu Haufen gebündelt, die Menschen, groß und klein, dahin und dorthin. Ein Haufe hat seine eigene Fahne, die im Wind nur beschwerlich zu entfalten ist. Schwarz erscheinen im grellen Sonnenlicht alle Menschen, auch die Fahne erscheint auf dem weißen Untergrund völlig schwarz. Winzige Kapuzinerlein flattern hochauf. Ein bischofsblauer Fleck bewegt sich nach der Treppe zu. Die schwere Glocke, die da im linken Flankenturm hängt, klopft eindringlich. Ich spüre die Erschütterungen durch die Schläge und stehe ganz allein — wie im Rhönrad — in dem Erdall. Ich denke, meine Frau läßt sich von der Glocke nach St. Peter rufen.

Ich komme heim, da springt meine Frau am Fenster auf und ruft: „Menschenskind!“ ruft sie, „solang du in der Kugel gesessen hast, hat die Kugel hell aufgeleuchtet!“ „Na also“, erwidere ich und gucke nach der völlig verwirrerten Kugel, die unsere Erdkugel bedeuten soll, aber gänzlich stumpf da oben hoch, kein eigenes Licht mehr in sich hat und nicht einmal fremdes Licht, dem guten Monde gleich, widerpiegelt. Ob überhaupt noch einmal jemand kommt, der ein neues Licht in die Finsternis stößt? Ich? ... Ne!

DER HEIMKEHRER

NORDISCHE GESCHICHTEN

II

OLAF CULBRANSSON 34



DER JOHN VOM
JOHANSEN,
DER JENS, IST
GANZ JUNG NACH
AMERIKA GEGANGEN.
NACH 20 JAHREN
BEKAMEN ENDLICH
DIE ELTERN ENDLICH
EINEN BRIEF:
ER KÄME WIEDER.



BEI DEN NACHBARN
ERZÄHLTE DIE MUTTER
DIE FROHE NACHRICHT.



EINES TAGES, ALS SIE ALLE DRAUSSEN AUF
DEM FELD WAREN,
SAHEN DIE FRAUEN EINEN FREMDEN DAHER KOMMEN.



ER WAR SO SCHÖN —
ALLES AN IHM WAR NEU.
DOCH MAN SAH — ES WAR DER JENS.
DER ALTE GRUB BLOSS WEITER.



DER JENS ABER GING
FEIERLICH ZU IHM
HINÜBER
UND ÜBERREICHTE IHM
EINE KARTE.
DARAUF STAND:

Mr. Johnson

Nur Zeit lassen!

(E. Thöny)



„Lüg'n säen s' grad gnua aus im Ausland über uns — aber ernten müass'n sie s' halt nacha aa!“